

Evgenij Pavlovic Gluschanin, *Der Militäradel des frühen Byzanz*. Scripta Classica, Mediaevalia et Archaeologica Sibirica I. Verlag DEN, Barnaul 1991. 259 Seiten.

Der Verf. prüft einen Sachverhalt, den es, genau genommen, nicht gegeben hat. Denn der Nachweis, den er führt, daß von einer festen, in sich geschlossenen und historisch sich entwickelnden Militäraristokratie in der Antike und insbesondere der Spätantike nicht gesprochen werden kann, ist in sich schlüssig und wird mit Kriterien erhärtet, die schwer zu widerlegen sind. Der Weg, der zu dieser Erkenntnis führt, ist klar. Er



führt mittels der prosopographischen Methode zu einer Überprüfung der Schematismen der römischen Heeresspitze, der Besetzung der obersten Stellen der militärischen Hierarchie und entsprechender Charakteristika, einschließlich ihrer Begründung aus politischen, administrativen und auch militärischen Notwendigkeiten, welche letztere nicht in allen Fällen für den gegebenen Zusammenhang als die wichtigsten erscheinen. Dabei führt die Analyse der Führungsspitze zugleich zu der der jeweiligen militärischen bzw. kriegerischen Situation, für die es in den Quellen Hinweise in ausreichender Zahl gibt. Militäradel, das wäre nach den üblichen Vorstellungen eine natürlich sich entwickelnde Schicht im Staate mit einer eigenen Kultur, ihrer Selbstdeutung, einer spezifischen inneren Tradition, die sie von anderen Schichten abhebt, aber dennoch mit einer festen Rolle im allgemeinen Gefüge. All dies hat es im römischen Imperium niemals gegeben; selbst entsprechende Ansätze in den Höhepunkten des Bürgerkrieges betrafen lediglich die Spitze, haben tiefer aber nie gereicht. Die Kaiserzeit wiederum nahm bekanntlich ihre Anfänge aus der Aufgabe, diesen Zustand zu beenden.

Einzelne Abschnitte für die hier aufgezeigte Entwicklung ergeben sich dabei von selbst (s. dazu Inhaltsangabe am Schluß). An die Tetrarchie schließt sich der Abschnitt der Söhne Konstantins, auf Julian folgen die Dynastien Valentinians und Theodosius I., wobei die Reihe der Problemkomplexe, insbesondere die Aufspaltung des Imperiums, Germanen-, Hunnen- und Perserprobleme eine angepaßte Behandlung notwendig macht, für die die einzelnen Kaiser erst die Methoden entwickeln müssen. Diese Beanspruchung wiederum wirkt sich auf den jeweiligen militärsoziologischen Zustand aus und zwingt zu Verhaltensweisen wie Maßnahmen, die aneinandergesetzt sehr wohl eine Kausalitätenreihe ergeben mögen. Das im Vorliegenden Gebotene ist ein Ansatz. Er ließe sich sehr wohl weiterführen. Für die folgenden Jahrzehnte bis zum Ende Justinians steht im wesentlichen noch die östliche Imperiumshälfte im Blickfeld, der Westen von Ricimer bis Theoderich bleibt als Provisorium ausgespart.

Rolle und Bedeutung der spätantiken Spitzenstellungen der Armee sind hier als ein funktionales, doch nicht weniger als ein soziales Problem gesehen, bestimmt von der mit Augustus beginnenden, in der Folgezeit mit immer wieder neuen Variationen versehenen Entwicklung. Beide Seiten schließen einander nicht aus, doch die Tendenz ist bestimmt durch eine Verlagerung der militärischen Angelegenheiten auf ein Spezialistentum, das, vorerst mit der Spitze von Verwaltung und regionaler Kontrolle kombiniert, dennoch nicht zu einer Herausgestaltung eigener fester Kriterien und innerer Gesetzmäßigkeiten gelangt. Allerdings scheint die militärische Spitze in einen senatorisch-kaiserlichen Cursus der Ämter eingebaut und dort gefestigt. Doch es ist neben der Verbindung von Kriegführung und Verwaltung letztlich auch die notwendige Einrichtung anderer niederer Laufbahnen und Funktionen nicht ohne Aufstiegsmöglichkeit, die eine Militäraristokratie verhindert. All dies verschiebt sich mit der Zeit in Richtung auf niedrigere Schichten, die aktiviert und mit einer Umstrukturierung der Armee einhergehend, bewirken, daß seit dem 3. Jh. mit eigentlichen Kriterien für die Spitzenstellung nicht mehr gerechnet werden kann, mögen sich mit militärischer Karriere nach wie vor auch die Kriterien eines sozialen Aufstiegs verbinden. Verf. betont zu Recht (S. 64), daß die Söhne der höheren Militärs so gut wie nie den väterlichen Rang erreichten. Die Ausklammerung etwa des Senats von der Führungsspitze unter Gallienus führt Verf. plausibel weniger auf eine Absicht als auf einen Personalbedarf zurück. Die Tetrarchie setzt diese Entwicklung fort, wobei Augusti und Caesares in der Kombination von Kriegführung und Verwaltung zugleich ein neues wichtiges Element darstellen, unter neuen Bedingungen gefährliche andere Kräfte in Schranken zu halten. Die neue Rolle auch der Prätorianerpräfektur gehört dazu und bedingt mit der Aufteilung der Funktionen auch der Heeresversorgung und -verwaltung das Entstehen von Kontrollmechanismen weiträumiger Art. Auf der anderen Seite lassen die Ereignisse unter Constantius II., vielleicht als eine Folge, das gute Verhältnis zwischen Kaiser und militärischer Spitze erkennen, das es erlaubt, den mit Konstantin begonnenen dynastischen Ausbau der Imperiumsspitze fortzusetzen (S. 65). Constantius mag dabei gescheitert sein, er bildet in seiner Weise den Schluß der konstantinischen Dynastie. Für die des Valentinian bezweifelt Verf. den prosopographischen Zeugnissen nach eine über Gebühr große Verwendung des pannonischen Elements. Valens hat sich im wesentlichen auf östliche Führungskräfte zu beschränken (S. 79), wobei der Austausch zwischen Ost und West in den eigentlichen Krisenjahren auf einen Mangel an Führungskräften für das Heer zu schließen zwingt: Die Herkunft der einzelnen *Magistri militum* hat bei all dem niemals eine besondere Rolle gespielt. Ein militärisches Patronat, das herausgearbeitet wird (S. 84), kann sich wiederum von dem anderer Magnaten des Imperiums mit entsprechenden Privilegien und Immunitäten nicht unterscheiden haben und nahm keine Eigenentwicklung (S. 82). Zeugnisse für das Vermögen einzelner Heermeister lassen eher bescheidene Dimensionen erkennen. Die Einordnung der Veteranen in das soziale Gefüge wiederum bedeutet Sta-



bilisierung und nimmt, genau genommen, früh die Konzeptionen der Themenordnung vorweg. Das vieldiskutierte Buccellariertum wiederum ist erst im 6. Jh. zu einem Faktor geworden und scheint nie als eine Bedrohung empfunden worden zu sein. Näher liegt der Versuch, die Gelder, die die Heerführung zur Hand hatte, in einer allgemein nutzbringenden Weise zu verwenden. Gegenüber den Möglichkeiten kleiner, aber rasch verfügbarer Eingreiftruppen verblissen die Vergleiche mit dem germanischen Gefolgschaftswesen: Der Eid auch auf den Kaiser muß seine Rolle gespielt haben, und überdies werden auch die Befürchtungen wegen der Bildung von privaten Armeen so gut wie niemals laut. Die militärische Spitze, die sich Theodosius heranzubilden hatte, erklärt sich aus der Katastrophe von 378. Der Einbau einer germanischen Führungsschicht war unvermeidbar, wobei freilich mit Recht darauf aufmerksam gemacht wird, daß es innerhalb dieser zu einer wirklichen Solidarität in der Auffassung vom Verhältnis zum Imperium nicht kam. Bezeichnend für eine gewisse Rigorosität in der Personalpolitik des Kaisers ist freilich auch das Schicksal von Tatian und dessen Sohn Proculus. Wichtiger, als dies Verf. betont, indes scheint in der Folgezeit die Zahl der Spitzenfunktionäre barbarisch-römischer Herkunft als ein Typ von besonderer Effektivität und Loyalität (Stilicho, Aetius) und zugleich wohl auch der Fähigkeit des Umgangs mit barbarischen Kräften. Zugleich scheint sich die Möglichkeit einer vielseitig verwendbaren Spitze durch die Einrichtung der *Magistri vacantes* zu erweitern. Gründe für den Verzicht barbarischer oder halbbarbarischer Persönlichkeiten auf die Usurpation wurden immer wieder erörtert, eine eindeutige Erklärung gibt es nicht, doch führt vielleicht die gleichsam externe Alternative, wie sie Geiserich unternimmt, weiter: Im Internen hat selbst die Verschwägerung mit der kaiserlichen Familie bekanntlich niemals zum Gedanken einer Machtergreifung geführt. Konsequenz dazu wird die Dynastie Aspars, in der sich Kriterien eines unabdingbaren Führungselans zeigen, am Ende ausgerottet; Verf. schätzt übrigens den Einfluß bei der Wahl Markians und Leos vielleicht etwas zu gering ein, man wird in jedem Falle mit den Möglichkeiten der indirekten Beeinflussung zu rechnen haben.

Bei all dem mag der Aufbau der Armee für Stellenbewegung und Stellenbesetzung eine wichtige Rolle spielen: Die Qualität der einzelnen Heerführer hängt für das 5. Jh. nicht zuletzt wesentlich davon ab, wie weit sie in der Lage sind, barbarische Einheiten zu integrieren, ohne daß diese ihre taktische Eigenheit aufgeben, und trotz einer Dauerbelastung an vielen Fronten so etwas wie die Kontinuität der Imperiumsverteidigung zu erhalten. Die Aufgabe, die in dieser Weise erstmals mit Theodosius I. (S. 87) einen neuen Zusammenhang erhielt, setzt sich fort und verlagert sich mit der Zeit. Die einschlägige Terminologie freilich läßt uns hier im Stich; die Frage, wieweit überhaupt in dem einen oder anderen Gebiet Verbände aufgestellt und von römischer Seite ergänzt werden konnten, ist schwer zu beantworten. Erfahrungen und Folgerungen aus der Neuzeit oder gar der eigenen Gegenwart helfen nicht weiter. Verf. ist zwar sehr wohl in der Lage, auf entsprechende Maßnahmen oder Strukturmanipulationen hinzuweisen, wie sie die Beanspruchung, die Zahl der Schauplätze und die Truppenstärke von Fall zu Fall notwendig machten. Ein klares Bild für die Zeit nach der *Notitia Dignitatum* ist dennoch nicht zu gewinnen. Ein lückenloser Schematismus entsprechend moderner Verhältnisse ist zu bezweifeln, und Entsprechendes gilt für die Besetzung der Führungspositionen, für die ein Prinzip eher der Installierung jeweils ad hoc naheliegt. Was bereits in der *Notitia* aufscheint, wird nicht immer die vollständige, kampfstärke Einheit sein; Kaderverbände liegen schon aus fiskalischen Gründen zumindest für die Zeiten ohne Kriegebelastung näher, und für diese brauchte es keine entsprechenden Kommandostrukturen. Die Terminologie wird schwer durchschaubar, nicht zuletzt auch deshalb, weil sich in jeder Art von Quelle Herkunfts- und Funktionsbezeichnung verwischen oder aber einem Bedeutungswandel unterliegen und auch unter den Zeitgenossen bereits der Rechtsstatus etwa einzelner oder ganzer Verbände nicht mehr klar gewesen sein kann. So müssen in einzelnen Verbänden römische Bürger, *dediticii* und andere Personen foederierter Herkunft nebeneinander gestanden haben, von homogenen Verbänden mit fixiertem Status abgesehen, wobei Transferierungsmöglichkeiten, Übertritte und freiwilliges Sicheingliedern in die Armee, etwa um der Veteranenvorrechte willen, nicht auszuschließen sind und Qualifizierung ihre Konsequenzen auch für den Status hatte. Die Frage der Bürgerrechtsverleihung, wie sie in der Kaiserzeit für Auxilien peregriner Herkunft galt, läßt sich jetzt als Systematik nicht mehr erkennen, obwohl es vereinzelt Hinweise auf Promotionen gibt und dabei die Attraktivität des Dienstes eine Rolle gespielt haben muß. Integrationsmöglichkeiten werden nach wie vor bestanden haben. Das 5. Jh. entwickelt einen neuen Typ der foederati, Einheiten, die zwar permanent in die römische Armee integriert sind, aber doch einem Vertragspartner Roms angehören und dies bleiben; die Frage nach dem Status, falls der Partner politisch vernichtet ist, scheint nie angeschnitten. Die Ostgoten etwa, als gesamter Staatsverband eine Foederatenarmee im Imperiumsgefüge, sind geblieben, was sie waren und nie Römer geworden.



Verständlich allerdings wird vor einem solchen Hintergrund die von Krautschick und Demandt mehrfach nachgewiesene Verflechtung von Foederatenspitze und Imperiumsoberschicht; Verf. mag einiges davon in Zweifel ziehen. In den Grundzügen ist kaum ein Zweifel möglich. Bleibt demnach die Dynastie Aspars die Garantie für die Auseinandersetzung mit den Barbaren wie deren Gewinnung zugleich und deshalb lange Zeit in gewisser Selbstherrlichkeit die Dinge regelnd, ja sogar Aspirationen entwickelnd, die über das Normale hinausgingen, auch wenn Usurpationsgedanken nicht nachzuweisen sind – in den Isaurern scheint sich das Kaisertum bereits unter Theodosius II. ein Komplement zu schaffen. Eine Führungsschicht freilich haben auch die Isaurer trotz zeitweiliger Nähe zum Hof nicht bilden können. Mit Recht weist Verf. auf die Vernachlässigung des Heeres unter Zenon hin. Die Gründe sind vielfältig und für die öffentlichen Forderungen an Anastasios (S. 172) mochte es eine gewisse Berechtigung geben. Bezeichnend freilich ist, daß nach Isaureraufständen und Ostgotenproblem dieser Kaiser wieder auf eine dynastisch bestimmte Führungsspitze zurückgreift, dies selbst auf die Gefahr hin, daß sein Hauptfavorit, Hypatios, offenkundig keine übergroßen Fähigkeiten für seine Rolle besaß. Die Länge seines Dienstes und die Vielseitigkeit der Verwendung lassen dennoch auf einige Substanz schließen. Ob und wie weit dem Kaiser etwa das Modell von Augustus und Tiberius vorschwebte, läßt sich nicht erkennen, möglich wäre es bis zu einem gewissen Grade. Daß in solchem Zusammenhang etwa die noch barbarischen oder zum Barbarischen mit einer gewissen Affinität behafteten Personen wie Onulf, Armatas, Basiliskos bereits von der Bildfläche verschwunden waren, gehört hierher, ebenso wie die Abschiebung Theoderichs nach Italien, wonach mit der Aktion von Selbstbefreiung schon Zenon begonnen und somit für Anastasios den Weg frei gemacht hatte. Dazu kommt eine Verwaltungsreform, die nicht allein in der Adaption der Annona (S. 181) bestanden haben kann, was für eine Einordnung der Armee in ein stabiles Wirtschaftsgefüge spricht, sondern in der seit dem Perserkrieg 502 sichtbar gewordenen Rolle der Militäradministration, die einer Absicht neuer Institutionalisierung entspricht und eine bisher nicht bekannte Stabilisierung zum Ziele hatte, die, dann auch auf Friedensverhältnisse übertragen, ihrerseits die Themenordnung voranzunehmen, zumindest vorzubereiten scheint. Schon im 5. Jh., im Westen mehr als im Osten, fällt auf, wie Verwaltungsbeamte in den höchsten Rängen in das militärische Ressort überwechseln (der umgekehrte Weg ist nicht nachzuweisen) oder die militärischen Führungsspitzen die Außenpolitik leiten oder aber in entsprechender Aufgabe verwendet werden. Doch es ist dies nicht die Bildung einer Aristokratie aus der Aufgabe heraus, es ist eher die Aristokratie, die die Aufgabe bestimmt.

Mit Apion und mehr noch mit Marinus erscheint in Byzanz ein neuer Typ der Kombination von Armeeführer und Verwaltungsspezialist, der erstmals den Krieg als gleichsam staatswirtschaftliches Unternehmen begreifen läßt, und dies in der Durchführung wie im Ergebnis. In den gleichen Rahmen gehören vielleicht die neuen Garnisonen in den östlichen Provinzen Kleinasien (S. 205) mit Verbindung von regionaler und Militärverwaltung, Verteidigungs- und Aushebungsbefugnis der einzelnen *comites*. Vielleicht gehört es hierher, daß um die gleiche Zeit offensichtlich die Magistratur von Armenien nicht besetzt war (sie muß nach 536 überdies demnach nur eine begrenzte Zeit bestanden haben), Karien galt um die gleiche Zeit offensichtlich vorwiegend als Rekrutierungsbasis und militärisches Hinterland. Für Italien gilt jene Durchdringung von Verwaltung und militärischer Präsenz nach 544 in bezeichnender Fortführung der Praktiken des Krieges. Im übrigen scheint Justinians Kriegspolitik entscheidend von den vorhandenen Truppenzahlen bestimmt, die nie sehr groß waren und demnach besondere Kommandoränge nicht benötigten. Dazu kommen nicht zuletzt wohl auch die jahrhundertelangen Erfahrungen mit den Gegnern, für deren Behandlung nicht zuletzt andere Möglichkeiten benutzt wurden. Für möglich halte ich in diesem Zusammenhang, daß insbesondere die Baupolitik des Balkangebietes mit ihren befestigten Plätzen einem solchen Kalkül höchster Effektivität mit kleinsten Kräfteanstrengungen entsprach und in der Tat für eine Zeitlang eine Thracienarmee samt Spitze als überflüssig erscheinen ließ. Justinians Verwendung von Angehörigen und angeheirateten Verwandten hat sicher keine dynastische Tendenz, sondern erklärt sich aus einem Mangel an Personen mit Führungsqualitäten und aus Enttäuschungen im Zusammenhang damit; es scheint, daß derartiges nicht überall so verstanden wurde, die Artabanesaffäre ist nicht anders zu verstehen. Zu fragen freilich bleibt, inwieweit die Heiratspolitik, die insbesondere Theodora betrieben zu haben scheint, dennoch ein *Novum* dargestellt hat. Dafür, daß die Verbindung von Germanos und Matasuntha als Voraussetzung für eine Parallele zu Anthemius 468 und der Wiederherstellung eines westlichen Kaiserhauses gelten kann (S. 237), gibt es keine Anhaltspunkte. Ein entsprechender Hintergedanke freilich drängt sich als Mutmaßung auf.



So bietet das Buch eine Fülle von Gedanken und vermittelt Möglichkeiten zur Diskussion im einzelnen. Gezeigt ist, wie alles, was hier unter dem Begriff Militäradel subsumiert wird, dennoch unter sozialen Gesichtspunkten betrachtet werden, zugleich aber von der Militär- und von hier aus wieder von der allgemeinen Geschichte aus gesehen werden muß. Das Ergebnis, zu dem Verf. kommt, als eine Modifikation von Demandts These (A. DEMANDT, RE Suppl. XII [1970] 785) gedacht, ist in solchem Zusammenhang fast von zweitrangiger Wichtigkeit. In der Tat, die Integration in die Oberschicht des Reiches macht noch nicht die Bildung eines Adels aus.

Der Arbeit ist ein Verzeichnis der Abkürzungen beigelegt. Was zu begrüßen wäre, ist ein Namens- und auch ein Sachindex. Die Übersetzungen, von verschiedenen Autoren stammend (Verf. ist allerdings des Deutschen vollkommen mächtig), sind flüssig und im allgemeinen verständlich. Leider entstellt eine Unzahl von Druckfehlern das Gesamtbild, und häufig sind es orthographische wie syntaktische Inkonzinnitäten, die das Verständnis erschweren. Offenkundig als Folge der Übersetzung findet sich eine Reihe neuartiger Begriffe, mit deren Verständniszusammenhang sich wenig anfangen läßt. Zu empfehlen wäre, die im Deutschen üblichen zu lassen oder aber die Originalsprache hierfür zu verwenden. Arbeitet in diesen Dingen bereits die Antike gerade mit Metaphern und bewußt gesuchten Verwirrungsmöglichkeiten, die spätere Interpretation sollte versuchen, das Bild nicht noch zu komplizieren. Irreführend mag so auch S. 141 die Verwendung von "Tempel" statt "Kirche" sein, S. 196 wird der Nedao wieder einmal für eine Stadt gehalten. All das aber sind Nebensächlichkeiten, auf denen zu beharren eine Beckmesserei wäre. Denn das Buch stellt den ersten Band einer Reihe dar, deren Entstehen in ihrer Weise den großen Aufbruch der östlichen Hemisphäre zu Beginn der neunziger Jahre markiert, und er stellt die Einladung zu einer Auseinandersetzung dar, die auch von dort aus geführt, die auch hier die bisher bestehenden Grenzen niederzureißen sehr wohl geeignet scheint. Verf., ehemaliger Stipendiat in Deutschland und Professor seines Faches an der Universität zu Barnaul, bietet – die Dokumentation der Fußnoten weist dies deutlich aus – durch seine Person die besten Aussichten für eine fruchtbare, gedeihliche Zusammenarbeit. Möge es ihm gelingen, die allzu lange offen gebliebenen Lücken zu schließen und die Verbindungen zustande zu bringen, deren fruchtbares Wirken in der Tat viel für eine wissenschaftliche Gemeinsamkeit erhoffen läßt.